

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

93 (22.4.1907)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Kräger zugestellt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich RM. 2.10. In der Expedition und den Büros abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt RM. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht RM. 2.62 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Kaiserstraße 24. Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 5144. Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags. Redaktionsbüro: 1/2—1 Uhr vormittags.

Inserate: die einpaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Inhalt der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 Uhr. Spätere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 93.

Karlsruhe, Montag den 22. April 1907.

27. Jahrgang.

Ein Blick in das soziale Elend der Arbeiterinnen.

In einer Korrespondenz aus Mailand wurde hingewiesen auf das Verhalten des dortigen Geistlichen, der nichts Barmherzigeres vom Stande seiner kirchlichen Auffassung aus zu sagen wußte, als einem armen Mädchen, das unehelich Kinder geboren hat und deren Verehelichung keine moralischen, sondern geistliche und administrative Hindernisse im Wege stehen, die öffentliche Blamage anzubringen. Dieses Verfahren eines Verkündigers der Lehre des großen Nazareth, der mit dem Gleichnis von der „gefallenen Magdalena“ den Heuchlern heimleuchtete, findet eine treffende Ergänzung durch einen Artikel, der sich mit der oben angeführten Ueberchrift von einem katholischen Geistlichen zugesandt wurde. Er schreibt:

Im Jahre 1904 wurde in einer Stadt der Ostschweiz eine Kindsmörderin zum Tode verurteilt, zum Großen Nat aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Der Fall hatte großes Aufsehen erregt und dürfte vielen noch in Erinnerung sein. Der Vater des Kindes war ein verheirateter Wirt. Er hatte das in seinen Diensten gefundene Mädchen sozusagen vergewaltigt und ihm seine Unterhaltung versprochen, wenn es schweige, aber er hat sein Versprechen nicht gehalten. Ganze 80 Fr. hatte das Mädchen von ihm bekommen.

Mit Not und Entbehrung kämpfend, versuchte das arme Geschöpf, das Kostgeld aufzubringen. Als das Kind 5 Jahre alt geworden war, mußte die bedauernswerte Mutter es aus der Anstalt, in der es untergebracht war, wegnehmen. In ihrer hilflosen Hilflosigkeit und von falscher Scham getrieben, legte sie in der Verzweiflung Hand an ihr Kind; sie wurde zur Kindsmörderin. In der unheimlichen, ungelunden kantonalen Strafanstalt wird sie jetzt ihrem Ende entgegen. Die Ernüchterung ist schon mit, um die Strafe der Lebenslänglichkeitsstrafe allzulange auszudehnen.

Dieses bedauernswerte Mädchen hat manche Schicksalsgenossin, in nächster Zeit gesellt sich wieder eine zu ihr. In der Nähe von Gossau hat eine Arbeiterin im 24. Jahre ihres Lebens einen Mann erschossen. Auch sie wird zum Tode verurteilt werden; hingetrichtert wird sie auch nicht, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt werden, um durch Entbehrungen aller Art langsam dem Tode zugeführt zu werden. Sie ist Frau gewesen, war schwanger, wollte das bereits geborene Kind ihrem Bräutigam verheimlichen und wurde so zur unglücklichen Kindsmörderin. Bevor das Todesurteil über sie ausgesprochen wird, wird man wohl die Niedertracht abwarten.

Nicht diese bedauernswerten Geschöpfe allein gehen auf die Anklagebank. — Sie haben unter Schandvorstellungen, jedenfalls nicht im Bewußtsein voller Zurechnungsfähigkeit ununnützlich Verbrechen begangen. Aber mitteilungslos sind die traurigen, sozialen Verhältnisse, mitteilungslos ist jene heuchlerische Lieblosigkeit, die trotz steter Verweisung auf Christus und Christentum, doch diese Opfer der Verführung ablehnt, nicht bedenkend, wie human Christus selbst gegen die Ehebrecherin gehandelt hat, die ihm von den Pharisäern angeführt worden war, damit er sein Schuldig über sie ausspreche.

Gesellschaft und Kirche helfen zusammen, um jene falsche Scham in diese „gefallenen“

Mädchen zu pflanzen, sie der Verzeihung in die Arme zu treiben, wo sie jedes Urteils beraubt, solcher schauerliche Verbrechen begehen. Zu keinem Geistlichen nehmen sie ihre Zuflucht (hört, ihr Sitten- und Moralprediger!) und bitten um Rat und Hilfe, weil sie da nur die stolze Verurteilung der Pharisäer, nicht die milde, verzeihende Liebe des Nazareth erwarten. So läßt man die Armen schuldig werden, um sie dann der erbarmungslosen Qual zur überantworten.

Auch der Staat ist mitschuldig. Er überläßt herablos solche ledigen Mütter ihrer armseligen, hilflosen Lage. Die Vergebung läßt hier noch so viel wie alles zu wünschen übrig. Wenn die sozialdemokratische Partei gegen die Auswüchse eines korrupten religiösen und bürgerlichen Systems ankämpft, so macht sie sich um wahre Humanität verdient. Allein stehen hunderttausende von Arbeiterinnen da, allen Verführungskünsten ausgesetzt, müssen oft Mangel leiden, werden von gewissenlosen, ausbeuterischen Dienstherrn und Arbeitgebern geradezu auf solche unglückliche „Nebenbedienten“ aufmerksam gemacht. Kräftig sie das Los, — so brandmarken sie die gleichen Elemente, welche die Schuld an diesem traurigen Lose der unglücklichen Mädchen tragen. Da gilt es, den Kampf gegen Scheidete, gegen Pharisäertum, gegen barte Lieblosigkeit, gegen unmensliche Achtung, gegen geistliche Härten, gegen Unterlassung staatlicher Fürsorge aufzunehmen. Ein schönes Arbeitsfeld! Neben dem Kampfe für materielle Besserstellung der Arbeiter verfolge man nicht den Kampf für die humanen und ethischen Zwecke.

Wohe diesem Geistlichen, wenn sie ihn fassen könnten. Er hätte das Recht verwirkt, im Namen der Kirche die Lehre des Nazareth zu verkünden. Wer so spricht, spricht nicht im Sinne des Christentums. Man braucht die Auffassung dieses Geistlichen nur mit der seines Mailänder Kollegen in Vergleich zu stellen, um zu begreifen, welche riesengroße Kluft sich da über den Begriff der christlichen Religion aufspannt.

Wie leicht man in den Gernach und Verdacht der Kirchen- und Religionsfeindschaft kommen kann, sieht man an diesen Ausführungen eines katholischen Geistlichen.

Badische Politik.

Ueber die „latente Ministerkrisis“

wird den Eingangs nachrichten von einem mit Regierungskreisen in Fühlung stehenden gelegentlichen Mitarbeiter geschrieben, daß der Verfasser des Artikels in den Reichsboten, Nachr. in der Hauptkategorie gut unterrichtet gewesen sei:

„Es hat tatsächlich vor einigen Wochen eine latente Ministerkrisis bestanden, aber nicht wegen des Ausfalls der Reichstagswahlen, noch weniger wegen der Stellung der babilischen Regierung zu den Schützengeldern, sondern infolge des Konflikts Schützengeld mit dem Reichstag. Die Schützengeldfrage ist die wichtigste, die im Reichstag zur Sprache kommen wird. Aus dem geschätzten Eingreifen des Staatsministers Reich, von Oskar hat sofort nach seiner Rückkehr aus Italien die Vermittlerrolle übernommen haben wir es zu denken, daß die latente Krise nicht auf dem Reichstag beruht, sondern daß sie in dem Reichstag selbst liegt, das man in absehbarer Zeit zu einer mit einem Regierungswechsel rechneten, ein vorheriger partieller Wechsel also in Aussicht steht. Als der „kommende Mann“ wird hier allgemein Reich v. Rodman angesehen.“

Es ist glaubhaft, daß das Verhältnis zwischen Herrn Dr. Schenkel und Herrn Wittmann einen Konflikt hervorgerufen hat, der sich bis zur Ministerkrisis aufblühte. Wenn Herr Schenkel gerade über diesen Konflikt gestolpert wäre, so wäre das ein ebenso wenig unbekanntes, als unheimliches Schicksal für ihn gewesen. Einmal schien es so, als habe Herr Dr. Schenkel den Ehrgeiz, ein Minister für Sozialpolitik sein zu wollen. Allein das Blatt hat sich bald gewendet und Herr Dr. Schenkel hat sich als preussischer Polizeiminister in miniature entpuppt. Nicht nur sein stiller, aber beharrlicher Kampf gegen das System Bismarcks, als vielmehr auch seine reaktionären Polizeipraktiken, insbesondere gegen die Ausländer, haben erkennen lassen, daß es mit dem „Liberalismus“ dieses Herrn nicht weit her ist. Bis zu welchem Grade sich die reaktionäre preussische Polizeiparis unter dem Schenkelschen Regime entwickelt hat, hat die Skandalaffäre Dr. Friedberg genügend erhellt. Die „liberalen“ Minister Baden scheinen wenig Wert auf das Urteil der späteren Geschichtsschreibung zu legen. Ihre Hauptaufgabe erblicken sie darin, Preußen zu trenne und gehorsame Diener zu sein. Kein Wunder daher, wenn sie ein vom politischen und historischen Standpunkt aus betrachtet, wenig rühmliches Ende finden. Man wandelt eben nicht ungestraft im Schatten der preussisch-junkerlichen Reaktion.

Und doch hat es gekrifelt.

Minister Dr. Schenkels Abschiedsgesuch soll bereits vorliegen. Selbst Herr Kammann, der in solchen Dingen gute Verbindungen hat, schreibt im Schwäb. Merkur, die Lage Dr. Schenkels als Minister seien gekrifelt. Was bringt ihn mit den Reichsboten in Verbindung. Wenn auch Herr Dr. Schenkel mit den Reichsboten nichts zu tun hat, so haben sie für eine gewisse Anekdote eine gute Sandbahn, um dem unbedeutenden Herrn im Ministerium des Innern damit ein Bein zu stellen.

Genosse Oskar Geß in Mannheim

Schreibt uns: Die von parteigenössischer Seite kolportierte Nachricht, Genosse Oskar Geß sei wegen Erkranzung aus der Haft entlassen worden, ist total unrichtig. Es hat dem Inhaftierten an seiner Gesundheit nicht das mindeste gefehlt, und er hat darüber bei der Behörde auch nicht die mindeste Beschwerde vorgebracht. Die Entlassung Geßs ist auf Verfügung des Untersuchungsrichters erfolgt, dem gegenüber Geß im Verlauf der 10 Tage notürlich auch die mindeste Befundung im Sinne des Reuebühnen gemacht hat. Die Kunde nach dem Verfasser steht heute noch genau auf demselben Fleck, wie am Tage vor Geßs Haftantritt, was selbstverständlich ist und auch nicht anders zu erwarten war.

Empfindlichkeit ist stets ein Zeichen der Schwäche.

wenigstens in der Politik. Gewisse Herren der bürgerlichen Demokratie legen, wenn man ihnen widerspricht, oder gar an ihrer politischen Weisheit Kritik übt, ein ganz außerordentliches Maß von Empfindlichkeit an den Tag. Sind sie zufällig Pädagogen, so verbinden sie es in solchen Fällen regelmäßig, dem politischen Gegner „pädagogisch beizukommen“. Derweilen aber pflegen dieselben Herren in der Politik gegen ihre politischen Gegner sich nicht nach den Regeln des bekannten Knigge zu richten.

Herr Professor Hummel hat uns die Bemerkungen über seine Heidelberg Rede sehr trumm genommen und schreibt sich in seiner Erwiderung in eine Entrüstung hinein, die nur zu deutlich verrät, wie sicher unsere Kritik getroffen hat. Die Behauptung, seit Gründung des deutschen Reiches habe sich keine Partei eine größere Feindschaft gegen den Fortschritt zuschulden kommen lassen, als die Sozialdemokratie in Colmar, Straßburg-Rand und Amsbach-Schwabach, ist einfach zu lächerlich, als daß man gegen sie ernsthaft zu polemisieren nötig hätte. Als ob die Herren Demokraten sich jemals lange bekümmert hätten, mit reaktionären Parteien taffische Vereinbarungen zu treffen, wenn etwas für sie dabei herauskommt. In Württemberg haben sie bei den letzten Reichstagswahlen mit den reaktionären Nationalliberalen, die sich nur dem Namen nach von den Konservativen und Bauernbündlern unterscheiden, einen Kompromiß abgeschlossen. Und in ihren eigenen Reihen gibt es Leute, die den Bauernbündlern nicht viel nachgeben, wir nennen nur den Namen Wieland.

Daß in Bayern unsere Partei bei den Landtagswahlen mit dem Zentrum zusammengehe, ist eine bewusste Unwahrheit, wahr dagegen ist, daß die fokalierten Liberalen mit den Bauernbündlern zusammengehen. Das ist natürlich keine Union am Fortschritt. Ob die Herren Demokraten unsern Versicherungen Glauben schenken oder nicht, ist von keiner Bedeutung. Die Wichtigkeit der Demokraten, angesichts der Situation, in der gerade sie sich befinden, kann wirklich nicht imponieren. Da wir Privatgespräche grundsätzlich nicht zu polemischen Zwecken verwerten, mag sich der Herr Professor mit Vorstehendem begnügen.

Ueber die Demokratie im neuen Reichstag

spricht dieser Tage Herr Abg. und Professor Dr. Heimburger in einer demokratischen Versammlung in Mannheim. Herr Dr. Heimburger ist ein großer politischer Optimist; er sieht den politischen Himmel sozusagen voller Vögelchen hängen. Wenn Herr Dr. Heimburger meint, die Reichsregierung müsse sich auf die bürgerliche Linke stützen, weil diese das Jünglein an der Waage bilde, so ist das nur bedingt und dies nur zum kleinsten Teile richtig. Wenn es nicht anders geht, d. h. wenn die bürgerliche Linke keine Lust mehr hat, auch Miene zum bösen Spiel zu machen, so hat die Reichsregierung trotzdem die notwendigen Mehrheiten.

Einstweilen spielt der „wiedererwachte Liberalismus“ die Rolle des Schleppenträgers der konservativen Reaktion; oder er dafür ein behedendest Erntegeld bekommt, ist noch fraglich. Die neuesten Vorgänge im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitten lassen auf alles eher, als auf den Anbruch einer liberalen Ära schließen. Mit der „staatsmännlichen Klugheit“ der Führer der liberalen Linken, auf welche Herr Dr. Heimburger seine Hoffnungen stützt, ist es bekanntlich gar nicht weit her. Wer sind denn diese staatsmännlichen Genies? Daß die Linke ihre Grundfläche nicht bis zur äußersten Konsequenz durchführte, hat ihr unseres Wissens noch niemand zum Vorwurf gemacht. Mit der praktischen Verwirklichung der äußersten Konsequenzen der Demokratie hat es in Preußen-Deutschland noch gute Wege, dank vor allem der Bildungsgattungsfeile des liberalen Bürgertums und seiner parlamentarischen Führung, diesen Prinzipien gegenüber. Wenn die Herrschaften doch endlich nur einmal ernstlich den Anspruch mit der Verwirklichung ihrer Grundfläche machen wollten. Schon das würde genügen, ihren großen Worten mehr Vertrauen entgegenzubringen. Daß im Zeichen der liberal-

Mutterfreuden.

Roman von S. Salamon. (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

„Nun, grüß auch Berta recht herzlich von mir“, wendete Mäder, „und sagt ihr, daß sie mal ab und zu die alte Weise besuchen möchte. Von der würde sie noch manches andere erfahren. Und hier, lieber Mann, ist noch eine Kleinigkeit für mein Bein.“ „Nun hätte ich es ihr selbst gebracht, aber es hat nicht wollen sein.“ fügte er traurig hinzu. „Nun das für Euch, lieber Mann.“ Er holte dabei aus seiner Manteltasche eine kleine niedliche und wohlverpackte Schachtel hervor, welche er dem Alten zuhause mit einem Hühnerfinger in die Hand drückte. „Nun ist noch ein flüchtiger Gruß zuhause, wenn er als letzter noch den Wagen.“ Die Weisliche des Knäuels kaufte jetzt klatschend die beiden schon unruhig gewordenen Pferde. „Nun bestige die Aufbäume — dann ein jedes Anspannen und polternd rasten die Pferde mit dem Wagen davon. Die auf demselben dicht gedrängten Leuten schenken unter ungeheurem Jubel ihre Güte. Die angesammelte Menge erwiderte mit brandenden Hurras und Hochs und so fuhr der herzigsten Pfusen und Tücherwinken der Wagen über den Hofe hinaus.“

Wie viele von diesen jungen Menschen gingen mit wilder Lust und Liebe der Militärgelie entgegen? Und wie bald war dann aber vor der unheimlichen Wirklichkeit diese Lust und Liebe verschwunden? Das Soldatenleben steht sich mitunter aus der Ferne ganz hübsch an, wenn so mit klingendem Spiel die Bataillone vorbeimarschieren. Aber in der Nähe, bei dem geisttötenden Drill und der unheimlichen Disziplin, welche jede menschliche Rechnung unterdrückt, da ist das Soldatenleben von allem Scheinbarem Nimbus entkleidet. — Da hört man die Wagen den Wägen der Nachschonenden über den Hofen wandern, wo gestreute sich sehr rasch die an-

gesammelte Menge und jeder ging seiner altgewohnten Arbeit wieder nach. „Nun, der Alte humpelte langsam dem Jürgensschen Hofe zu. Wie er, dort angekommen, sich gleich in den Kuhstall schleichen wollte, rief ihn der Bauer aus der Stütte trehend rauh an: „Was hast denn da droben geholt, Alter, he?“ „Nicht, Bauer, rein gar nicht“, sagte der Alte. „Wollt sie bloß mal abfahren sehen. War ja auch mal jung und beim Militär.“ „So, ja. Gaste denn auch den Höder gesehen?“ fragte lachend der Bauer. „Höder? — Höder?“ meinte der Alte kopfschüttelnd. „Kann ich gar nicht. Wer soll denn das sein?“

„Na, verstell dich man nicht so. Wirst doch wohl den jungen Windbeutel, den Schmieb, kennen?“ „Ah, so, der!“ nickte der Alte. „Ja, ich globe, der war och dabei. Das wärn ja an die zwanzig Stück und noch mehr. Der Wagen war ganz voll. Ich sag Euch, Bauer, daß ganze Dorf war dabei. Na, und erst die Wädel! Da fehlte wohl keine. Wohl die Berta hab ich nicht gesehen.“ „Gut da auch nichts zu suchen gehabt. Die kann froh sein, daß der saubere Lustikus davon ist. Wär doch nichts Gutes nachgekommen.“ meinte trocken der Bauer.

„Na, ja, 's kann schon sein, 's kann schon sein“, murmelte der Alte vor sich hin und die Tür zum Kuhstall langsam öffnend, humpelte er da hinein, um forschend den Klamm zu durchsuchen. Raum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als aus dem Halbdunkel sich eine Frauengestalt erhob und auf den Alten zustürzte. Der aber soate mit flüsternder Stimme: „Seid still, Wädel. Trauchen steht der Bauer. Ich globe, er hat was gemerkt.“ Und ihr schnell das kleine Mädchen zustehend, rief er jetzt mit lauter Stimme: „s wird aber Zeit, Junger, daß wir halt fertig werden, sonsten drummt wieder der Bauer.“ Damit humpelte er wieder hinaus, um das nötige Futter für die Tiere zu besorgen. Wie die Berta das kleine Mädchen in den Sand

stürzte, durchzog ihren Körper ein wonniges Glücksgefühl. Haha! hatte sie mit febernden Händen die Hülle gelöst und vorzüglich öffnete sie nun das Mädchen. Ein schlüchter, breiter Goldreifer blühte ihr entgegen mit einem kleinen Fettel verleben, auf dem nur die beiden einfachen und doch so vielverprechenden Worte standen: Meinem Weibel.

Bei diesem Anblick des winzigen Mädchen, in welchem ihr eine ganze Welt von Liebe und Treue zu wohnen schienen, traten ihr unwillkürlich heiße Tränen in die Augen. Jaghaft und doch glücklich steckte sie den Reif auf den rechten Goldfinger und betrachtete ihn weltvergessen immer wieder von neuem, um innige Rüsse darauf zu drücken. So spielte sich hier in dem dumpfen, muffigen Kuhstall eine jener poetischen Szenen ab, die man oft auf Gemälden und Kunstblättern dargestellt sieht. Freilich in anderer Art. Entweder in trauer Waldesämteit oder in sonnendurchfluteter, blühender Landschaft erscheinen diese Darstellungen vor dem Beschauer. Wie ganz anders hier! Und doch schlug auch in diesem jungen, einfachen Mädchen ein glühendes, leidenschaftlich liebendes Herz. Sie hingebend dem Erwählten mit ganzer Liebe, bauend und vertrauensvoll auf seine Treue und innerlich erstarrend als ermartendes Weibel!

Wie lange sie so geflehen, sie wußte es nicht. Erst der Ruf der Bäuerin schredte sie aus ihrem Traume auf. Hastig und sicher vergrab sie das blinkende Reichen der Liebe und Treue wieder in dem kleinen Behälter. Dann trocknete sie mit der Schürze ihre Tränen und solate willig den Anweisungen ihrer Herrin, um am späten Abend in ihrer Kammer nochmals die volle Glückseligkeit des liebenden Weibes durchzufösten.

Langsam und träge flossen die Tage auf dem Jürgenschen Hofe dahin. Man rüstete zum Winter. Die Felder waren soweit bestellt, daß man jetzt mit Mühe dem kalten unwirksamen Gefellen entgegengehen konnte. Wenn die Winterzeit herankam, in welcher der Bauer fast zur Untätigkeit ge-

zungen war, verlegte er sich mit Vorliebe auf die Schweinezucht. So hatte er regelmäßig ein Duzend und noch mehr dieser recht einträglichen Vorkrentiere. Da biß es denn gut aufpassen, daß die Tiere auch immer ihr richtiges und reichliches Futter erhielten, denn davon hing es in erster Linie ab, wenn keine Krankheiten die Tiere unter Umständen vernichten und dadurch wertlos machen sollten.

Niemand verstand aber auf dem Hofe die Schweinezucht besser als die Berta. Die Tiere selbst konnten auch ihre Bäuerin schon an dem Ertritt, sobald sie sich mit dem Futterfössel ihrem Stalle näherte. Jedes Tier hatte seinen bestimmten Namen, und es tat ihr immer ordentlich weh, wenn dann im Frühjahr der Viehhändler fast alle ihre Pflegslinge fortholte.

So stand denn Berta an einem Sonntag nachmittags im November vor dem großen Kübel auf dem Hofe und stampfte das Futter für die Schweine zurecht. Trotz der bereits herrschenden Kälte hatte sie die Kermel hoch emporgestreckelt, so daß die vollen, und dabei dennoch ebenmäßigen Arme fast eine blaue Färbung angenommen hatten. Die Kälte etwas hochgeschürzt, stampfte sie unverdrossen darauf los. Im Mücken hatte sie das Wohnhaus, so daß sie nicht gewahren konnte, wie mit eigenartigen Blicken der Bauer, der am Fenster stand, ihre ganze volle Gestalt musterte.

Jetzt kam die Bäuerin mit einem Kübel heißen Wasser aus der Küche, um davon ab und zu einen Teil zu dem gestampften Futter hinzuzuschütten. Wie die beiden Frauen so nebeneinander standen, stellte der Bauer bei sich darüber Berleiche an, weshalb denn nicht die Jünger, die Berta, die Bäuerin sein könnte.

„Schau, schau!“ murmelte er vor sich hin, „was fürn Schick das Mädel kriegt. Donnerwetter, was für ein paar Hüften! Und die vollen Waden! Hat sich in letzter Zeit hüßlich rausgemacht. Was meint, Bauer, das wär was für dich?“ Und dabei schmalzte er so laut mit der Zunge, daß er sich erschreckt umschau, ob ihn niemand gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)

